

Was hoffnungslos, zerstört aussah, kann wieder wachsen, werden und sich verändern. Das Licht leuchtet da auf, wo es am finstersten schien. Dann fühle ich etwas vom Geheimnis, das wir Gnade nennen.

Vielleicht wird vielen dieses Licht erst nach dem Tod zuteil. Bei Menschen, die ohne eine tragende Beziehung der Mutter aufwachsen, ist Finsternis und Sehnsucht nach dem Licht besonders groß. In ihrem Leiden an der Liebe ist aber das Abwesende schon da. Wäre es nicht, sie würden nicht daran verzweifeln; sei es an der Liebe zum Partner, zur Familie, zur zerstörten Schöpfung. Ich denke an eine Freundin, die so tief leidet an den Ungerechtigkeiten in der Welt, daß sie an Gott verzweifelt. Für sie bin ich gewiß, daß sie nach diesem Leben in eine Seligkeit hineinkommt, wie sie in der Bergpredigt verheißen ist. Solange sie hadert mit Gott, läßt sie ihn nicht los.

Ich denke an einen Patienten, für den die Religion Leidensabwehr und narzißtische Selbsterhöhung war, weil er in seiner Kindheit damit die Leere ausfüllen mußte. Er wurde später Priester. Durch den Bewußtwerdungsprozeß wurde ihm der Weg zur Religion versperrt. — Auch für ihn bin ich gewiß, daß ihn Gottes Gnade nicht losläßt, weil er so sehr danach gesucht hat. Ich wurde in meiner Kindheit von einer unheilbaren Krankheit befallen. Mein ganzes Leben habe ich um das Wunder, wieder gesund zu werden, gebetet, so wie es in der Bibel dem verheißen wurde, der glaubt.

Ich wurde nicht gesund. Heute lebt die Gewißheit in mir, daß kein Gebet verloren ist, daß ich diese Gesundheit nach dem Tod erleben darf.

Und doch bin ich noch voller Angst, nicht über das, was nach dem Tod, sondern über das, was vor dem Tod auf uns zukommt, z. B. eine Katastrophe durch einen Atomkrieg. Ich werde daher immer für den Frieden in der Welt kämpfen. Aber letztlich auch für den inneren Frieden, wie er uns von Gott verheißen ist und wie wir ihn auf der Welt nur stückweise verwirklichen können. Innerlich bin ich gewiß, daß, was ich erkämpfe und erleide, ich auch für die Welt getan habe. Denn jeder einzelne

Mensch ist ein Teil von dieser Welt, und wenn er sich ändert und wirkt, wirkt er für das Ganze. Wir tragen alle die Verantwortung, die Welt als Schöpfung Gottes und Abbild seiner Herrlichkeit ehrfürchtig zu verwalten. Daß diese uns anvertraute Schöpfung letztlich nicht zerstört, sondern in einem größeren Zusammenhang weiter leben wird, daran glaube ich.

Weil ich mich in eine Vollendung hinein gerufen fühle, die letztlich nicht Verdienst, sondern Gnade ist, kann ich mit der Angst leben und mich trotzdem der Dinge erfreuen. Ich kann weinen und trotzdem glücklich sein. Deswegen freue ich mich auf meinen Tod, mit aller Wehmut wegen des Unvollendeten, nicht Vollbrachten, und bin gewiß, daß das, was ich hier nicht vollenden konnte, in Gott schon ganz ist, daß mir das, was ich hier ersehnte, einmal in anderer Form zuteil wird, in Fülle und Herrlichkeit.

Erhard Busek

Zur Frage 11

Seit dem 1. Buch Moses, der Genesis, ist es unzweifelhaft, daß den Menschen die Welt anvertraut wurde. Für jedes Vertrauen, das in einen gesetzt wurde, trägt man Verantwortung. Da für uns außer Zweifel steht, daß die Dinge dieser Welt im argen liegen, ist auch außer Zweifel, daß wir als Christen die Verantwortung zu wenig wahrgenommen haben und daß uns die Kirche zu wenig gemahnt, ja dazu hingeführt hat. Man wird dagegen einwenden, daß das soziale Engagement der Kirche von heute besser sei als etwa im 19. Jahrhundert — aber eine gewisse Einseitigkeit ist diesem Vorgang nicht abzuspüren. Mir scheint das Engagement der Christen in den letzten Jahren einseitig auf das rein Soziale konzentriert zu sein, während die politische, kulturpolitische und geistige Auseinandersetzung vernachlässigt wurde. Daß jemand arm ist und daß das ungerecht ist, darin erschöpft sich nicht das Evangelium; auch nicht in der Ablehnung der Kehrseite, daß jemand zu reich ist und zu

viel konsumiert. Das Reich Gottes bricht nicht mit dem Wohlfahrtsstaat aus, obwohl soziale Gerechtigkeit natürlich eine unabdingbare Forderung aus dem Evangelium ist. Allgemeine Wohlfahrt und soziale Gerechtigkeit — das läßt sich auch in einer völlig heidnischen Gesellschaft herstellen, ja es müssen sogar die letzten humanitären Ziele einer heidnischen Gesellschaft sein. Aber gerade diese völlige Paganisierung unserer Gesellschaft aufzuhalten und das Bewußtsein des Widerspruchs lebendig zu erhalten, das Bewußtsein, daß der Mensch mehr wert ist als einen auskömmlichen Rentenanspruch — das sehe ich im Hinblick auf die Verantwortung der Christen und der Kirche für die Gesellschaft und die Probleme der Welt als die heute wichtigste Aufgabe.

Selig die Armen im Geiste, die Anspruchslosen, die Bescheidenen, diejenigen, die kein großes Geschrei und kein Aufhebens machen um sich — aber unselig die *Armut* an Geist, das Abspeisen lassen mit materiellen Verbesserungen, die Schlafmützigkeit und verfettete Blödheit, die sich ungehindert in der Gesellschaft breit macht. Hier die Menschenwürde wieder einzufordern, die Würde vor sich selbst, die Würde vor den anderen, den aufrechten Gang, hier Widerspruch zu leisten im Namen des Menschen, der nicht nur das ist, was er ißt, sondern (um mit Pascal zu sprechen) „sich selbst unendlich übersteigt“ — das wäre heute die Christenpflicht viel eher als braver Gehorsam. An den Christen liegt es zu beweisen, daß zur Menschenwürde deshalb eine gewisse materielle Ausstattung gehört, damit der Mensch nicht allein in der Sorge um sein tägliches Brot aufgeht, sondern frei wird, sich geistig zu beschäftigen, und damit erst seiner selbst würdig zu werden. Wir müssen bei unserer Verantwortung als Christen den gleichen Nachdruck auf das moralische Recht auf Arbeit für jedermann wie auch auf die geistige Beschäftigung legen, auf die geistige Auseinandersetzung mit uns selbst und unserem Zusammenleben. Wir müssen die für unsere Gesellschaft viel bedrohlichere Arbeitslosigkeit sehen: die Arbeitslosigkeit der Seelen. Wir sehen die erschreckende

seelische Arbeitslosigkeit vieler junger Menschen, die in unserer Gesellschaft nichts finden, wofür zu engagieren es sich lohnen würde. Wir sehen die erzwungene seelische Arbeitslosigkeit der alten Menschen, denen wir nicht die geringste Sorge oder Aufregung, und sei es auch eine freudige, mehr zumuten wollen und die wir der Vereinsamung und seelischen Verkümmern überlassen. Wir müssen auch die seelische Arbeitslosigkeit jener Vielbeschäftigten erkennen, die ohnehin beruflich überlastet sind und denen man nicht noch eine Belastung aufbürden will. Aber genau genommen könnte man den vielzielierten „Streß“, von dem wir alle geplagt sind, auch eine Unterbeschäftigung der Seele nennen.

Die Arbeitslosigkeit des denkenden Gewissens, die Arbeitslosigkeit der Seele will aber mehr, als sich am Sonntag ihr karges Arbeitslosengeld abzuholen — sie will täglich Arbeit! Es geht daher auch nicht an, daß wir irgendeine dritte Instanz dafür zuständig machen, die uns ab und zu an unsere Verpflichtung zum Geist mahnen soll und quasi im Nachhinein in unser Treiben eine ethische Überhöhung, die für uns tröstlich und erbaulich ist, hereinbringen soll. Ein solches Ansinnen, das heute oft an die Kirche herangetragen wird — auch und gerade von bewußten Katholiken —, ist schlechthin unmoralisch. Wir können nämlich die ethische Instanz des Gewissens, das sich auf unser gesellschaftliches Zusammenleben bezieht, nicht von uns weisen. Ich glaube, die Kirche sollte diese Rolle, die man ihr ganz gern zumuten würde, weit von sich weisen: nämlich in einer sonst gewissenlosen Gesellschaft ab und zu die Moraltante zu spielen, die auf die Einhaltung der guten Sitten achtet und uns manchmal sagt, wo Gott wohnt, wenns gar zu bunt zu werden droht. Die Kirche darf nicht „das Gewissen der Gesellschaft“ spielen, sondern sie muß öffentlich daran erinnern, daß jeder Mensch ein Gewissen hat und nach diesem Gewissen frei zu entscheiden hat. Gerade die dezidierte Unterscheidung des Reiches Gottes von den Reichen dieser Welt entläßt die Dinge der Welt und unser geschichtliches Handeln in

die Freiheit und in die Selbstverantwortung des Menschen. Und gerade diese Unterscheidung begründet auch die politische Verantwortung des Christen. Daß wir einerseits unser Heil nicht selber schaffen können, daß aber andererseits Gott nicht als unser Vormund unsere Geschichte macht, sondern uns in die Freiheit ausgesetzt und entlassen hat und uns durch Vernunft und Gewissen zu den verantwortlichen Tätern unserer Taten macht — das ist das Wort und der Geist, von dem wir Zeugnis zu geben haben.

Magdalena Bußmann

Zur Frage 4

1) Lange Zeit war Maria für mich eine Figur, mit der ich nichts anzufangen wußte; sie stand im „Abseits“ während meines Theologiestudiums, fristete ein Dasein in den Lourdesgrotten, wurde gefeiert an Wallfahrtsorten — aber all das hatte nichts mit mir und meinem religiösen Leben zu tun: als Frau konnte ich mich nicht identifizieren mit der jungfräulichen Mutter Gottes, sie war für mich unerreichbar in ihrer Heiligkeit, eine blasse, blutleere Gestalt, bei der ich nicht recht wußte, ob sie überhaupt noch auf die Seite der Menschen gehörte, denn zu sehr war sie für mich in himmlische, göttliche Sphären entrückt.

2) Einen „neuen“ Zugang zur „alten“ Maria fand ich durch die feministische Theologie. Hier versuchen Frauen, selber Subjekte des Theologietreibens zu sein, sich selbst, ihre religiösen Erfahrungen und Vorstellungen neu zu entdecken, zu deuten, in nichtandrozentrischen Bildern und in ihrer „eigenen“ Sprache auszudrücken.

Denn bislang wurde ja uns Frauen immer von den Männern der Kirche vorgeschrieben, wie unser religiöses Leben auszusehen hatte, wie wir uns als Frauen in und mit der Kirche zu identifizieren hatten. Frauen versuchen nun, diese Fremdbestimmung abzuschütteln und sich als eigenständige Personen mit der religiösen Wirklichkeit zu beschäftigen.

In diesem Zusammenhang wurde mir deut-

lich, daß auch Bild, Wesen und Verehrung Marias von den Männern festgelegt und verbindlich gemacht worden waren, und daß Frauen keine Möglichkeit hatten, die Mariologie aus ihrem Lebens- und Erfahrungshorizont mit zu beeinflussen.

Maria wurde uns Frauen oftmals sehr einseitig vorgestellt, als die jungfräuliche Mutter, als Dienende, Entsagende, Empfangende, mit der wir uns zu identifizieren hatten, und die marianischen „Tugenden“ waren auch die, die als die typisch weiblichen uns anempfohlen wurden. Damit sind Marienbild und Frauenrolle einseitig festgelegt.

3) Nachdem mir diese Zusammenhänge ein wenig deutlich geworden waren, war es mir möglich, in Maria eine „Schwester“ zu entdecken und nicht mehr die Konkurrentin, an die ich nie heranreichen konnte.

Dieser Aspekt von „Schwesterlichkeit“ und Solidarität wurde für mich zum Schlüsselbegriff, mit dessen Hilfe ich eine andere Maria neu entdecken konnte, und dieses „mariologische Neuland“ bietet m. E. noch vielversprechende Möglichkeiten für weitere Entdeckungen.

Einige Grundzüge einer „neuen“ Maria möchte ich hier andeuten:

Maria ist die Frau, durch die die Solidarisierung mit den Menschen endgültig werden kann. Sie ist ganz offen und empfänglich für Gottes An-Spruch, auf den sie sich mit ihrer Antwort „Mir geschehe“ einläßt. Empfänglichkeit hier nicht verstanden als passive Leere, sondern als Unabhängigkeit und Freiheit, aus der Maria das Geschenk des Heilshandelns annehmen kann. Maria ist damit Prototyp einer mündigen Gläubigen, die sich Gottes Anruf nicht ängstlich sperrt; sie willigt ein, daß Gott an und mit ihr handelt: Heil geschieht aber nicht an ihr — am Menschen — vorbei, Maria wird durch ihr „Ja“ zur Partnerin Gottes im Heilsgeschehen.

Eine Frau, im Judentum zu den Nicht-Personen zählend, läßt die Menschlichkeit Gottes bei uns sichtbar werden, durch sie sind wir imstande, Jesus unseren Bruder und Gott unseren Vater und zugleich unsere Mutter nennen zu können. Maria ist der Mensch, die Frau, die in einer einzigartigen